



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Lebenserinnerungen**

**Waldeyer-Hartz, Wilhelm von**

**Bonn, 1922**

XI. Beziehungen zum Preußischen Königshause. Kaiser und König Wilhelm I. - Kaiser und König Friedrich III. - Kaiser und König Wilhelm II.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61989](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61989)

betraueren ich den vor Kurzem erfolgten Tod des großen Gelehrten und edlen Mannes, den ich zu meinen besten Freunden zählen durfte. Ich habe ihm im Anatomischen Anzeiger einen Nachruf gewidmet.

## XI. Kapitel.

### Beziehungen zum Preußischen Königshause.

#### Kaiser und König Wilhelm I., Kaiser und König Friedrich III., Kaiser und König Wilhelm II.

Als ich geboren wurde, regierte König Friedrich Wilhelm III.; 1840 folgte ihm sein Sohn Friedrich Wilhelm IV., dessen festlichem Einzuge in Paderborn ich beiwohnte; ich erinnere mich dieses Monarchen noch sehr gut. Als er 1857 schwer erkrankte, folgte ihm sein Bruder Wilhelm zunächst als Stellvertreter, dann, 1858, als Regent und, 1861, nach Friedrich Wilhelms IV. Tode, unter dem Namen Wilhelm I. als König von Preußen, seit 1871 Deutscher Kaiser! Es war mir vergönnt, mit diesem hervorragenden Herrscher wiederholt in Beziehung zu treten, und daß meine Rechte einst in der seinen geruht hat, ist mir eine der wertesten Erinnerungen meines Lebens. Die Gestalt des ersten deutschen Kaisers seit der Neugründung des Deutschen Reiches wird in der Geschichte dereinst sich immer höher hervorheben. Welch ein tragisches Geschick in dem Hohenzollernhause, welches so viele bedeutende, ja große Herrscher aufzuweisen hat, daß der Sohn Wilhelms I. als ein dem Tode verfallener Mann den deutschen Kaiserthron nur für 100 Tage besteigen konnte und daß der Enkel Wilhelms I., des Begründers des neuen deutschen Reiches, nach 30jähriger glanzvoller Regierung Thron und Reich in Trümmern verlassen und in der Fremde ein Asyl suchen mußte! Wessen Lebensschicksal ist härter, kann man fragen, oder vielmehr nicht fragen, das des Vaters, Friedrichs III., oder des Sohnes, Wilhelms II.?! —

Aus meinen Begegnungen mit Kaiser und König Wilhelm I., seien einige Erlebnisse, die den charaktervollen, ruhigen und gütigen Mann kennzeichnen, erwähnt. Es war in Straßburg 1877; der Kaiser hatte dem Reichslande einen Besuch gemacht und empfing auch die Professoren der Universität. Im Schlosse, in welchem damals die Amts-

räume der Universität untergebracht waren, war bei dieser Gelegenheit in einem der Säle das Buch aufgelegt, in welches der Kaiser seine Namensschrift zum Andenken an diesen Besuch eintragen sollte. Als der Monarch bereits ins Schloß eingetreten war und die Begrüßung durch den Rektor eben begonnen hatte, begab ich mich noch einmal in das Zimmer, wo die Eintragung erfolgen sollte, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. Das Buch lag da, aufgeschlagen, für Tinte war gesorgt, aber es fehlte eine Feder. Ich machte einen der Pedellen darauf aufmerksam und in aller Eile wurde die erste beste Feder herbeigeholt; sie zu prüfen war keine Zeit mehr, der Kaiser mit seinem Gefolge erschien schon im Zimmer und wurde vom Rektor gebeten, sich in das Buch einzutragen. Ich war an dem Tische stehen geblieben und befand mich in unmittelbarer Nachbarschaft des Fürsten, als dieser die Feder ergriff, eintauchte und nun mit kräftigem Ansatz seinen Namenszug zu schreiben begann; aber siehe da, es ging nicht, die Feder ließ keine Tinte aus. Der Kaiser tauchte abermals sorgfältig die Feder in das Tintenfaß, prüfte, ob sie Tinte gefaßt hatte, setzte wiederum an, es ging wieder nicht, die zu spitze Feder war dem kräftigen Zuge, mit dem der Kaiser zu schreiben gewohnt war, nicht gewachsen. Es war, namentlich für mich, eine etwas peinliche Szene. Der Kaiser aber blieb ganz ruhig, besah sich die Feder, drückte sie auf seinem Fingernagel etwas zurecht, tauchte wieder ein und begann etwas vorsichtiger zu schreiben und da ging es! Lächelnd reichte er die Feder dem Nächststehenden aus seinem Gefolge, der auch einschreiben sollte und von da ab gingen die Unterschriften glatt ab. Der Monarch ging weiter und ich schloß mich dem Gefolge an, kehrte aber sofort, nachdem der Kaiser das Schloß verlassen hatte, in das Zimmer, in welchem die Eintragungen vorgenommen waren, zurück, um mir die Feder als Andenken mitzunehmen. Das Buch lag noch aufgeschlagen da, aber die Feder war weg! Ich gestehe, daß ich sie gern aufbewahrt hätte und ärgerte mich nicht wenig darüber, daß sie in andere Hände gekommen war, während ich das größere Anrecht darauf zu haben vermeinte. Dem Inventarium der Universität hätte ich gern ein Dutzend anderer Federn dafür gestiftet.

Am Abend erschien der Kaiser zu einem festlichen Empfang im Stadthause, bei dem auch die Damen zugegen waren. Der Kaiser ließ sich die Erschienenen vorstellen und man bewegte sich, da alles ohne

großes Zeremoniell gehalten wurde, frei und ungezwungen. In einem der Säle hatten sich eine Anzahl Damen und Herren aufgestellt; der Kaiser trat heran und unterhielt sich mit einzelnen, die er freundlich ansprach, so auch meine Frau. Neben dieser stand eine junge Offiziersgattin und hinter dieser ihr Gemahl, ein Hauptmann. Der Kaiser redete die junge Frau an und fragte, als er erfahren hatte, sie sei die Gattin eines aktiven Offiziers: „Nun, wo steht denn Ihr Mann?“ Sie wendete sich prompt um, schob ihren Mann vor und sagte: „Hier, Majestät!“ Man kann sich ihre und des Hauptmanns Verlegenheit ob dieser Antwort denken. Der Kaiser aber ließ nichts merken, redete den Offizier freundlich an und unterhielt sich auch noch weiter längere Zeit gänzlich unbefangen mit der jungen Frau, so daß er Beiden bald die ganze Verlegenheit nahm. Jeder der Umstehenden hatte die wohltuende Empfindung der Herzensgüte und des ritterlichen Sinnes des hohen Fürsten. Es war dies auch, wie ich noch bei manchen anderen Gelegenheiten feststellen konnte, ein ungemein gewinnender Zug seines Charakters.

Mit Kaiser Friedrich III. brachte mich dessen Erkrankung in nahe Verbindung, wenn auch ohne persönliche Begegnung. Was ich dabei erlebte und zu tun hatte, sei hier getreu berichtet:

Ich habe Kaiser Friedrich III. viermal in meinem Leben gesehen, das erste Mal in Königsberg, wo er als geborener Rektor der dortigen Universität im Jahre 1863 der Eröffnungsfeier ihres Neubaus bewohnte, dann viele Jahre später ein zweites Mal ganz kurz in Berlin, als ich einmal vom Anatomischen Institut her den Park der Tierärztlichen Hochschule an dem Ausgange nach der Friedrichstraße verließ. Gerade im Ausgange begegneten mir drei Offiziere; ich schaute auf und erkannte in der hochragenden, stattlichen Erscheinung des mittleren, dessen strahlendes Auge mir einen Blick zuwarf, den damaligen Kronprinzen Friedrich von Preußen. Etwa ein Jahr später erfolgte die Eröffnungsfeier des neuen Museums für Völkerkunde in Berlin. Als Mitglied des Vorstandes der Berliner Anthropologischen Gesellschaft hatte ich meinen Platz in einer der vordersten Sitzreihen. Im Auftrage König Wilhelms I. eröffnete Kronprinz Friedrich die Feier mit einer Ansprache. Er erschien in der blauen Uniform seines Dragonerregiments, noch die schöne, stattliche Erscheinung, die Allen angenehm auffiel, und in ungebeugter Haltung

stand er dicht vor mir. Er ließ sich von einem Adjutanten die Niederschrift der Ansprache vorhalten, die er verlas. Da fiel es mir auf, mit welcher sichtlicher Anstrengung und eigentümlichem Stimmklange er sprach. Ich dachte natürlich damals nicht an das furchtbare Leiden, welches offenbar schon sein Leben bedrohte, sondern an eine gewöhnliche vorübergehende Affektion seines Stimmorganes, wie man sie als eine Erkältung zu bezeichnen pflegt. Bald aber sollte die Erklärung kommen und ich den Kronprinzen als Kaiser wiedersehen — aber auf dem Totenbette.

Wenige Monate nach der Museumseröffnung wurde durch den Leibarzt des Kronprinzen, Generalarzt Dr. Wegner, der damalige Leiter der zweiten Berliner medizinischen Klinik, Professor Dr. K. Gerhardt, dessen ich bereits S. 282 gedachte, gebeten, eine Untersuchung der Halsorgane des Kronprinzen vorzunehmen, da sich bei diesem seit Anfang des Jahres 1887 eine Heiserkeit eingestellt hatte, die den üblichen Erkältungsbehandlungen nicht weichen wollte. Gerhardt, einer der ausgezeichnetsten Ärzte und klinischen Universitätslehrer, die mir im Leben begegnet sind, und gleich hervorragend als charaktervoller Mann, war bekannt als auf dem Gebiete der Kehlkopfkrankheiten besonders bewandert. Er nahm die Untersuchung am 6. März 1887 vor; er schöpfte bereits damals, nach den ersten Untersuchungen, den Verdacht, daß es sich um die Anfänge eines Krebsleidens handle. Am linken Stimmbande des Kronprinzen fand sich eine kleine flache Geschwulst. Gerhardt zerstörte sie mit der galvanokaustischen Glühzange, worauf die Heiserkeit schwand. Das Allgemeinbefinden des Kronprinzen war damals ein durchaus gutes. Um die Diagnose zu sichern, wurde nach dem schon früher ins Auge gefaßten Plane Wegners eine Kur in Bad Ems vorgeschlagen und ausgeführt. War die durch den Glühdraht beseitigte Geschwulst eine gutartige, so mußte unter den günstigen Verhältnissen von Ems die kleine, durch die Operation gesetzte Wundfläche schnell heilen und durfte die Geschwulst nicht wieder anwachsen. War diese nach der Emser Kur aber wieder erschienen und mit ihr die Heiserkeit, dann mußte auf eine bösartige Geschwulst geschlossen und sofort radikal eingegriffen werden.

Als Mitte Mai 1887 Kronprinz Friedrich Wilhelm von Ems zurückkam, bestätigte die Untersuchung die schlimmen Befürchtungen

Gerhardts. Die Geschwulst war größer als zuvor und die Heiserkeit der Stimme war wiedergekehrt. In einer Konsultation, an der noch der berühmte Berliner Chirurg v. Bergmann und der Laryngologe Tobold nebst dem Leibarzt Kaiser Wilhelms I., v. Lauer, und Oberstabsarzt Schrader teilnahmen, wurde nach eingehendster Untersuchung des Kranken die Ansicht Gerhardts von der krebsigen Art der Kehlkopfgeschwulst als die richtige festgestellt und als der einzig mögliche, aber auch aussichtsvolle Weg zur Erhaltung des Lebens die Entfernung der Neubildung durch Spaltung des Kehlkopfes von außen erkannt und in Vorschlag gebracht. Freilich war mit dem Verlust der tönenden Stimme zu rechnen; doch war Aussicht auf Erhaltung einer hinreichend lauten, wenn auch heiseren Stimme vorhanden.

Schon während des Aufenthaltes des Kronprinzen in Ems war angeregt worden, noch einen allgemein anerkannten Laryngologen hinzuzuziehen; unter den verschiedenen Genannten erhielt der von Generalarzt Wegner vorgeschlagene Sir Morell Mackenzie aus London die Zustimmung der deutschen Ärzte. Die Operation sollte, falls auch Mackenzie sich dafür ausspreche, ungesäumt vorgenommen werden. Es wurde daher am 20. Mai, an welchem Tage Mackenzie zur Untersuchung erwartet wurde, auf Anordnung der Frau Kronprinzessin alles zur Operation für den Vormittag des 21. Mai vorbereitet. Auch der Kronprinz gab seine Zustimmung zu dem äußeren Eingriffe.

Zur größten Verwunderung der deutschen Ärzte erklärte Mackenzie nach der im Beisein Gerhardts und v. Bergmanns am 20. Mai von ihm vorgenommenen Untersuchung, daß es sich nicht um Krebs handle; ihm seien solche Veränderungen bekannt und er werde den Kronprinzen heilen. Keinesfalls könne er in die vorgeschlagene Operation der Wegnahme der Geschwulst nach Spaltung des Kehlkopfes willigen, bevor nicht durch die mikroskopische Untersuchung eines von der Neubildung entnommenen Stückes deren krebsige Natur erwiesen sei. Die deutschen Ärzte stimmten zu und Sir Morell führte die dazu nötige Operation aus. Gerhardt, der bald darauf den Kehlkopf des Patienten untersuchte, sagte gleich zu dem englischen Arzte, daß nach seiner Meinung das Stückchen nicht genau von der affizierten Stelle entnommen sei, wogegen Mackenzie bestimmt behauptete, er habe es richtig entnommen. Alles dieses hat

mir kurze Zeit nachher Gerhardt persönlich genau so, wie ich es hier niederschreibe, erzählt. Das entfernte Stückchen wurde Rudolf Virchow übergeben, der, da Gerhardt richtig gesehen hatte, natürlich keine krebsigen Veränderungen finden konnte. Gerhardt und v. Bergmann waren und blieben von der Richtigkeit ihrer Diagnose überzeugt, waren aber fürs erste zu Schweigen verurteilt.

Man weiß, was folgte. Der Kronprinz wurde unter Begleitung Wegners, des Stabsarztes Dr. Landgraf, Assistenten Gerhardts, und eines Assistenten Sir Moreells zunächst nach England geschickt, um, wie Mackenzie meinte, dem günstigen Einflusse der Insel Wight und später Schottlands ausgesetzt zu werden. Dann folgte die Übersiedelung nach San Remo. Aber die in Aussicht gestellte Heilung blieb aus; mehr und mehr stellte sich heraus, daß die Diagnose der deutschen Chirurgen die richtige sei. Es entspann sich nun in der medizinischen und politischen Tagespresse eine höchst bemerkenswerte und unerquickliche Fehde zwischen den Anhängern der deutschen Ärzte und denen Sir Mackenzies, zu dem die Frau Kronprinzessin Viktoria hielt. Die Angelegenheit nahm auch eine politische Färbung an; die liberale Presse begünstigte offensichtlich das englische Lager, wie ich mich kurz ausdrücken will, und die Partei der Kronprinzessin, der es begreiflicherwise darum zu tun war, den Kronprinzen zu retten oder wenigstens, im Falle, daß eine Rettung nicht mehr möglich war, ihn so lange am Leben zu erhalten, wie irgend angängig. Vielleicht widersetzte man sich deshalb am kronprinzlichen Hofe, der durchaus von der Kronprinzessin geleitet wurde, der Vornahme einer radikalen Operation, weil man fürchtete, der hohe Patient würde sie nicht überstehen, denn damals war das Operationsverfahren bei totaler Kehlkopfwegnahme, die bei dem weiteren Fortschreiten der Krankheit nötig gewesen wäre, um das Leben zu erhalten, noch nicht so ausgebildet und Erfolg versprechend, wie es heute ist. Und bei dem anfangs langsamen Fortschreiten des Übels schien die Hoffnung nicht ausgeschlossen, dem kranken Kronprinzen bei leidlichem Befinden noch längere Zeit das Leben zu fristen, so daß Aussicht bestand, er werde bei dem sehr hohen Alter seines Vaters, der das 90. Lebensjahr überschritten hatte, noch in regierungsfähigem Zustande auf den Thron gelangen. Diese Erwägungen, falls sie bestanden und das Verhalten der Kronprinzessin geleitet haben,

haben sich als falsch erwiesen, während, wenn man den beiden deutschen Klinikern gefolgt wäre, Kronprinz Friedrich höchstwahrscheinlich als Kaiser Friedrich III. in voller Manneskraft der Lenker der Geschicke des Deutschen Reiches hätte sein können; denn am 21. Mai 1887, als alles zur Operation vorbereitet war, handelte es sich nur um die Spaltung des Kehlkopfes. Der Hand eines Ernst v. Bergmann hätte man sie ruhig anvertrauen können; er hatte sie bereits mehrere Male mit stets gutem Erfolg ausgeführt.

Als sich nach und nach in San Remo herausstellte, daß weder Sir Morell Mackenzies Wissen und Können, noch das Klima der Riviera dem unerbittlichen Übel des Kronprinzen Einhalt zu tun vermöchten und die Gefahr einer Erstickung näher und näher rückte, mußte die Tracheotomie ins Auge gefaßt werden. Es wurde beschlossen, daß entweder Professor v. Bergmann oder in dessen Vertretung sein damaliger Assistent Dr. Bramann, später Professor der Chirurgie an der Universität Halle, ständig anwesend sein sollten, um, wenn erforderlich, die für den Augenblick lebensrettende Operation sofort vornehmen zu können. Wie gewissenhaft v. Bergmann diese ihm bevorstehende Aufgabe nahm, geht daraus hervor, daß er mich ersuchte, ihm die Leiche eines Mannes zur Verfügung zu stellen, dessen Kehlkopf und Luftröhre sowie die ganze Ausbildung des Halses der des Kronprinzen Friedrich Wilhelm möglichst nahe käme, wie das v. Bergmann ja leicht feststellen konnte. An einer solchen Leiche führte dann der berühmte Chirurg, dem ja die Vornahme einer Tracheotomie ein leichtes war, die Operation aus, um, wie er sagte, sie möglichst sicher und tadellos beim Kronprinzen machen zu können. v. Bergmann wünschte auch die Operation nicht erst im Augenblicke der eintretenden Erstickungsgefahr, die vielleicht ein überstürztes Handeln erfordert hätte, vorzunehmen, sondern bereits vorher, sobald festzustellen war, daß Lebensgefahr durch Behinderung der Atmung drohend wurde. Ungeachtet des Drängens von seiten des Dr. Bramann, daß man v. Bergmann zur Vornahme des Luftröhrenschnittes nach San Remo kommen lassen möge, verschob Mackenzie seine Zustimmung von Tag zu Tage, bis die Atemnot des Kronprinzen so groß wurde, daß keine Zeit mehr war, Professor v. Bergmann kommen zu lassen und Bramann die Operation in der Notlage, wie er gefürchtet hatte, vornehmen mußte. Bramann hat

übrigens die Operation tadellos ausgeführt; zu Unrecht hat ihm später Mackenzie den Vorwurf gemacht, er habe den Schnitt nicht genau in die Mittellinie verlegt. Es ist kaum verständlich, daß Mackenzie so zögerte. Vielleicht besorgte er, daß, sobald die Ausführung der Tracheotomie bekannt würde, sein Kartenhaus, das er dem Publikum gegenüber bezüglich der Krankheit des Kronprinzen aufgebaut hatte, zusammenstürzen würde.

Da nun immer wieder, trotz der Tracheotomie, in der dem englischen Lager geneigten Presse, sobald von einer Verschlimmerung des Leidens Nachricht kam, dem widersprochen wurde, ja, noch Heilung in Aussicht gestellt wurde, so lag es v. Bergmann daran, noch einmal die Art des Leidens feststellen zu lassen. Ich erhielt auf Befehl Kaiser Wilhelms I. durch dessen Leibarzt, Herrn v. Leuthold, den Auftrag, mich nach San Remo zu begeben, um eine anatomische Untersuchung vorzunehmen. Diese konnte damals ohne jede Belästigung des Kranken geschehen, da sich seit einiger Zeit feste Stückchen in dem durch Husten Entleerten befanden, die zweifellos Teile des in Zerstörung befindlichen Kehlkopfes waren. Handelte es sich in der Tat um Krebs, was schon nach diesen Entleerungen und nach dem stetigen Fortschritt des Leidens nicht mehr zu bezweifeln war, so war mit Sicherheit vorauszusehen, daß eine mikroskopische Untersuchung dieser Stückchen ein bestimmtes Ergebnis liefern werde, dem nicht mehr zu widersprechen war. Ich stellte alsbald mein Instrumentarium zusammen und reiste am 1. März 1888, am Tage nach dem erhaltenen Befehl, ab. Kurz vor meiner Fahrt zum Bahnhof erschien in meiner Wohnung noch der Berichterstatter einer amerikanischen Zeitung, um mich zu „interviewen“. Da er mich nicht zu Hause fand, ließ er sich bei meiner Frau melden, und suchte allerlei zu erfahren. Woher er von der Sache Wind bekommen hatte, ist mir unbekannt; aber diese Herren hören ja das Gras wachsen. Meine Frau sagte ihm, daß sie ihm nichts mitteilen könne, darauf fragte er, mit welchem Zuge ich dann abfahren werde und ob er mich zum Bahnhof begleiten könne, worauf ihm meine Frau kurz erwiderte: „Zum Bahnhof werde nur sie mich begleiten.“ Das war nicht mißzuverstehen und der Aushorcher empfahl sich.

Auf der Reise hatte ich einen bis dahin noch nicht genossenen Anblick: die ganze lombardische Ebene in tiefem Schnee — am

2. März 1888! Erst kurz vor Sampierdarena, wo die Bahn sich zur Riviera hinabsenkt, wurde der Boden schneefrei. In San Remo wurde ich von v. Bergmann begrüßt und nahm das von ihm vorher bestellte Zimmer im Gasthofs — Hotel Méditerranée — ein. Der kronprinzliche Hofhalt befand sich in der gegenüberliegenden Villa Zirio.

Schon am anderen Tage erhielt ich eine bei einem Hustenanfall aufgesammelte Entleerung und konnte sofort die Anwesenheit der für den sogenannten Plattenepithelkrebs charakteristischen Bildungen nebst kleinen Stückchen von den Kehlkopfsknorpeln feststellen. Ich erhielt noch mehrere solcher Entleerungen, die alle dieselben Befunde ergaben. Dasselbe sah ich an mikroskopischen Präparaten, die vor meiner Ankunft schon von den Kollegen v. Bergmann und Bramann angefertigt und mir zur Verfügung gestellt worden waren. Ich demonstrierte die Präparate den deutschen Ärzten und erhielt auch den Besuch Sir Morell Mackenzies, der ebenfalls meine Ansicht zu hören wünschte. Ich gab ihm Auskunft, daß unzweifelhaft ein Krebsleiden vorliege und forderte ihn auf, sich eines der bestgelungenen Präparate, welches ich gerade unter das Mikroskop gelegt hatte, anzusehen. Sir Morell näherte sich dem Instrument und schaute von oben auf das Okular, jedoch sein Auge etwa einen Fuß weit oberhalb des Okulars haltend. Ich trat hinzu und sagte: „Bitte, Herr Kollege, das Auge dicht an das Okular zu legen und mit der Mikrometerschraube einstellen,“ zugleich zeigte ich ihm die richtige Stellung. Mackenzie machte keinen weiteren Versuch und sagte: „Ich verstehe nichts von diesen mikroskopischen Dingen; ich glaube Ihnen auch so. Wenn Sie bestimmt aussagen können, daß es Krebs sei, so nehme ich an, daß es richtig ist.“ Wir verabschiedeten uns in aller Höflichkeit. Einige Tage darauf war jedoch in den Parteiblättern Mackenzies zu lesen, daß ich zwar die krebssige Natur des Leidens festgestellt zu haben glaubte; man müsse aber abwarten, ob sich das bestätige; eine Heilung sei nicht ausgeschlossen. Und ähnliches.

In San Remo sah ich auch zum ersten Male, damals als Prinzen Wilhelm von Preußen den Mann, der ein Vierteljahr später als Kaiser und König Wilhelm II. seinem Vater Friedrich III. auf dem Throne folgen sollte in dem für immer denkwürdigen Drei-Kaiser-Jahr 1888. Kurz nachdem Sir Morell mich verlassen hatte, trat Prinz Wilhelm

in Begleitung v. Bergmanns bei mir ein und erkundigte sich nach meinen Befunden. Ich gab Auskunft und bat den Prinzen, das Präparat, welches ich Mackenzie demonstrieren wollte, in Augenschein zu nehmen. Der Prinz schritt auf das Mikroskop zu, erfaßte gleich die Mikrometerschraube, schaute in vollkommen korrekter Weise hinein und sagte dann: „Also diese kleinen Körperchen, die ich da sehe, sind das, worauf es ankommt?“ Prinz Wilhelm hatte Alles richtig gesehen und ich brauchte hier keine weiteren Erläuterungen zu geben.

Tags darauf reiste ich nach Berlin zurück. Es war mir aufgegeben worden, mich gleich bei meiner Rückkehr zu melden, da ich Kaiser Wilhelm I. Immediatvortrag halten sollte. Es war am 9. März, etwa 7 Uhr morgens, als ich ankam. Die Straßen zeigten das gewöhnliche Bild, nur fiel es mir auf, daß auf den öffentlichen Gebäuden Flaggen Halbmast standen. Zu Hause angelangt, fragte ich meine Frau, was denn das bedeute; unterwegs hatte ich nichts erfahren. Meine Frau konnte mir auch keine Auskunft geben. Als ich dann sofort zu Generalarzt v. Leuthold fuhr, um meine Rückkehr zu melden, trat er mir mit den Worten entgegen: „Heute Nacht ist unser lieber alter Kaiserlicher Herr gestorben!“

Die kurze rootägige Regierung Kaiser Friedrichs III. war für ihn nur eine schwere Leidenszeit. Der Eindruck, den es auf mich machte, als er, der todkranke Mann, am 11. März, zu Beginn der dunklen Nacht, unter Schneegestöber, von einer Ulanenescorte geleitet, als zweiter deutscher Kaiser und achter König von Preußen in das Charlottenburger Schloß einzog, kann schwer in Worte gefaßt werden. Am 13. März, bei starker Winterkälte, erfolgte die Bestattung Wilhelms I., ein trauriger Zug! Vieles wäre noch über das Verhalten der nunmehrigen Kaiserin Friedrich während der kurzen Lebenszeit — Regierungszeit kann man kaum sagen — Friedrichs III. zu erwähnen, doch beschränke ich mich auf persönliche Erlebnisse.

Am 15. Juni 1888 wurde Friedrich III. von seinen Leiden erlöst. Die deutschen Kliniker v. Bergmann und Gerhardt mußten darauf bedacht sein, daß den immer noch vertretenen falschen Auffassungen der Anhänger Mackenzies, die das Bestehen eines Krebsleidens als Todesursache nicht zugeben wollten, ein für allemal ein Ende gemacht würde. Das konnte nur durch Vornahme einer regelrechten Obduktion der kaiserlichen Leiche geschehen und zwar im Beisein des

ärztlichen Personals, welches während der Krankheit Friedrichs III. in Anspruch genommen worden war, und von Hofbeamten. v. Bergmann stellte dies dem jungen Kaiser Wilhelm II. vor, und überzeugte ihn von der Notwendigkeit dieser Maßnahme. Die Obduktion wurde für den Nachmittag des 16. Juni bestimmt; ich wurde aufgefordert, teilzunehmen. Ich besprach mich mit Rudolf Virchow und übernahm die Sorge für die Obduktionsinstrumente und für ein Mikroskop mit den nötigen Hilfsmitteln zur sofortigen Anfertigung mikroskopischer Präparate. v. Bergmann, v. Bardeleben, Mackenzie, dessen Assistent Dr. Hovell und einige Andere der genannten Kreise waren gleichfalls erschienen. Virchow sollte die Obduktion vornehmen, ich die mikroskopische Untersuchung. Als wir in einem Zimmer des Neuen Palais versammelt waren, mit uns der Oberhofmarschall Graf Stolberg-Wernigerode, erschien der bisherige Leibarzt des verstorbenen Kaisers, Dr. v. Wegner, und eröffnete uns, er habe im Auftrage der Kaiserin Friedrich mitzuteilen, daß sie, die Kaiserin, die Vornahme der Sektion nicht wünsche. Erstaunt sahen wir einander an, Virchow trat vor und fragte den Grafen Stolberg, was zu tun sei? Der Oberhofmarschall erwiderte, er werde zum Kaiser gehen und dessen Befehle einholen. Wenige Minuten später erschien er wieder mit der in fester Stimme vorgetragenen Botschaft: „Seine Majestät der Kaiser befiehlt, daß die Sektion unverzüglich vorgenommen werde!“ Wir begaben uns darauf in das Zimmer, in welchem die Leiche Kaiser Friedrichs aufgebahrt lag. In richtiger Voraussicht, daß bei einer Obduktion geschultes Dienerpersonal nötig ist, hatte ich den Präparator Wickersheimer des Anatomischen Instituts und den ersten Anatomiewärter, Dröbler, mitgenommen; Virchow hatte außerdem den Inspektor des Pathologischen Instituts, Hübner, mitgebracht. Da ich sah, wie die anwesenden Hofdiener nicht recht wußten, wie sie die Leiche des Kaisers auf dem dazu herzurichtenden Tische betten sollten, winkte ich die von mir mitgenommenen erfahrenen Leute heran. Schnell hatten diese einen passenden Tisch hergerichtet, die Instrumente und das sonst Nötige geordnet und Beide trugen nun die Leiche auf den Tisch und lagerten sie ordnungsgemäß; das alles war ein Werk weniger Minuten, ohne jede Stockung und Unzuträglichkeit. Ich war froh, daran gedacht zu haben, die beiden Männer mitzubringen. Virchow vollzog kunst-

gerecht die Obduktion der Hals- und Brustorgane, wobei ich ihm assistierte. Die weitgehende krebssige Zerstörung des Kehlkopfes, Metastasen in den zugehörigen Lymphdrüsen sowie zahlreiche bronchopneumonische Herde waren das Ergebnis der Obduktion, wie auch durch sofort von mir angefertigte mikroskopische Präparate sichergestellt und zu Protokoll gegeben wurde. Damit war nun der Legendenbildung ein Ende gemacht. Die Art und Weise, wie Mackenzie seine Aufgabe erfaßt und durchgeführt hat, wurde in der Folge selbst von den britischen Ärzten streng verurteilt.

Das Verhalten Gerhardts und v. Bergmanns muß als ein durchaus würdiges und richtiges anerkannt werden; nur mit größter Hochachtung kann ich dieser beiden Männer gedenken. Mit v. Bergmann verband mich seit dieser Zeit ein freundschaftliches Verhältnis. Zur Charakteristik dieses bedeutenden Mannes schalte ich hier einen Bericht über die letzte Begegnung, die ich mit ihm hatte, ein. Wir hatten geplant, nach einer Sitzung der Medizinischen Gesellschaft noch in einer Weinwirtschaft zusammenzukommen. Ich wurde verhindert, gleich mit den übrigen zusammen hinzugehen und kam spät nach, als man dort schon an den Aufbruch dachte. Als ich in den Saal trat, rief v. Bergmann: „Ah, da kommt noch Waldeyer, nun trinken wir noch ein Glas Sekt zusammen!“ Gesagt, getan; wir blieben noch eine Weile und v. Bergmann sagte uns, er habe die Absicht, mit dem Ende des Semesters sein Lehramt niederzulegen. Wir Alle waren bestürzt und ich besonders drang auf ihn ein, daran doch noch nicht zu denken. Er erwiderte, daß er merke, wie seine Augen und die Sicherheit seiner Hände nachließen, worauf ich bemerkte, daß er doch schwierige Operationen seinen erprobten Assistenten überlassen könne; es komme doch auch nicht nur auf die Operationen an, sondern auf die ganze, von Allen als meisterlich anerkannte Art, wie er den klinischen Unterricht halte. v. Bergmann reichte mir die Hand und sagte: „Alles oder Nichts!“ Er begab sich nach Wiesbaden, ich auf meine zweite Mittelmeerreise. Wir sollten einander nicht wiedersehen.

Rudolf Virchow zeigte mir die mikroskopischen Präparate, die er von den ihm übergebenen Stückchen aus dem Kehlkopfe des Kronprinzen gewonnen hatte, so wie ich ihm die meinigen vorlegte. Aus den Befunden an dem von Mackenzie im Mai und später im Juni (ohne Beisein von Gerhardt) entnommenen Stückchen war

die Diagnose „Krebs“ nicht zu stellen und Virchow hatte mit dem Urteil, welches er seiner Zeit abgab, Recht.

Er sagte in seinem Gutachten vom 9. Juni 1887 über zwei von Mackenzie aus dem Kehlkopf des Kronprinzen Friedrich Wilhelm entnommene Stücke folgendes: „Die mikroskopische Untersuchung bestätigt die bei der groben Betrachtung gewonnene Diagnose: 1. Die Oberfläche besteht überall aus einer sehr starken und dichten Decke von vielschichtigem Plattenepithel. In vielen Zellen zeigten sich größere Gallertkörner. Hier und da lag ein Nest konzentrisch geschichteter Zellen. Nach innen folgte eine gleichfalls mehrschichtige Lage zylindrischer Zellen (ohne Cilien), welche direkt auf dem Bindegewebe aufsaßen. 2. Die Bindegewebsschicht der Schleimhaut war an ihrer Oberfläche mit langen papillären Auswüchsen besetzt, welche außer den Elementen des Bindegewebes größere Gefäßschlingen enthielten. In jedes Korn der Oberfläche trat eine derartige Papille ein. Im übrigen zeigte die Schleimhaut keine Veränderungen, selbst Kern- und Zellwucherungen waren nur spärlich wahrzunehmen. Beide Schnitte haben in ausgiebiger Weise in die Schleimhaut und in die Submucosa eingegriffen“ (Virchow beschreibt hier noch den Befund von Nervenfasern, elastischen Fasern und Drüsenläppchen). Es heißt dann weiter: „Obwohl dadurch bewiesen wird, daß der operative Eingriff tiefe, unterhalb der Schleimhaut gelegene Teile erreicht hat, so ist doch, trotz genauester Durchmusterung dieser tieferen Teile, insbesondere an der Schnittfläche keine einzige, in nennenswerter Weise veränderte Stelle aufgefunden worden. Alle wesentlichen Veränderungen gehören der Oberfläche an. Sie charakterisieren das Übel als eine mit papillären Auswüchsen (mißbräuchlich Papillom genannt) verbundene Epithelwucherung: *Pachydermia verrucosa*. Irgendein Hineinwuchern dieser Epithelgebilde in die Schleimhaut konnte nicht entdeckt werden.“

„Der vorliegende Befund geht erheblich über den Befund vom 21. Mai hinaus. In dem damaligen Objekt waren nur sehr schwache, höchstens annäherungsweise mit den jetzigen in Vergleich zu stellende irritative Veränderungen nachzuweisen. Allem Anschein nach gehörten sie nur der Peripherie des Krankheitsherdes an. Gegenwärtig ist eine offenbar mehr zentrale Stelle gefaßt worden. Obwohl diese Stelle eine sehr ausgeprägte Erkrankung erlitten hat, so ergibt doch

die gesunde Beschaffenheit der Gewebe an der Schnittfläche ein prognostisch sehr günstiges Urteil.“

„Ob ein solches Urteil in bezug auf die gesamte Erkrankung berechtigt wäre, läßt sich aus den beiden exstirpierten Stücken mit Sicherheit nicht ersehen. Jedenfalls ist an denselben nichts vorhanden, was den Verdacht einer weiteren ernsteren Erkrankung hervorzurufen geeignet wäre.“

Man hat diese Fassung bemängelt, obwohl sie die Möglichkeit durchblicken ließ, es könne an einer anderen Stelle des Kehlkopfes doch eine „weitere ernstere“ Veränderung — Virchow vermeidet das Wort „Krebs“ — vorhanden sein, während in der Nachbarschaft nur die von Virchow richtig festgestellte Epithelverdickung nachgewiesen wurde. Angesichts der bestimmten Diagnose Gerhardts und v. Bergmanns und der festgestellten Epithelverdickung, also eines nicht normalen Befundes, wäre es meines Erachtens richtiger gewesen, kurz nur zu sagen, daß an den vorgelegten Stückchen eine Epithelverdickung mit vergrößerten Papillen, jedoch keine krebsige Veränderung zu finden gewesen sei. Indem Virchow aber weiter ging und eine bestimmte Diagnose, die einer „Pachydermia verrucosa“ aufstellte, sowie mehrere Male besonders betonte, daß die Schnittfläche unverdächtig sei und daß der Befund ein prognostisch sehr günstiges Urteil gestatte, leistete er Mackenzies Angaben Vorschub, wie es ja in der Tat der Fall war, denn das Gutachten Virchows wurde von der Presse des englischen Lagers in diesem Sinne verwertet. Virchow selbst hatte später Mühe, Mackenzie von sich abzuschütteln. Siehe hierüber die Anmerkung Nr. 15.

Von San Remo aus erhielt Virchow noch ein von dem Kranken ausgehustetes Gewebstück. Er fand an einer „harten Stelle desselben fast in jedem Schnitte Nester von zwiebelschalig angeordneten epidermoidalen Zellen. Sie lagen vorzugsweise in der Deckschicht oder in deren nächster Nähe. In den tieferen Teilen waren sie nicht zu finden“. Deutlich isolierte Alveolen, nach denen er anhaltend suchte, hatte er nicht gefunden. Virchow zog aus diesem Befunde zwar noch nicht den Schluß, daß es sich um Krebs handle, schrieb aber doch an den Laryngologen Professor Krause, der sich unter den beim Kronprinzen tätigen Ärzten befand, er möge in der Deutung des beschriebenen Befundes vorsichtig sein. Ich bekenne, daß ich nach dem

von Virchow beschriebenen Befunde an der Diagnose „Krebs“, und zwar in der Form des sogenannten Cancroids, nicht mehr gezweifelt und diese anatomische Diagnose auch bestimmt ausgesprochen hätte. Daß Virchow nicht so weit ging, kann ich mir nur daraus erklären, daß er damals über die anatomische Charakteristik derjenigen Neubildungen, die man klinisch als Krebs (Carcinoma) bezeichnet, noch nicht mit sich einig geworden war. Ihm schien das Vorhandensein von rundlich geformten, mit Zellen gefüllten Räumen, „Alveolen“, das Wesentliche. Bezeichnend für meine Annahme ist, daß Virchow in seinem meisterhaften großen Werke über die krankhaften Geschwülste gerade die wichtigsten, die Krebsgeschwülste, nicht behandelt hat; er hat den dritten Teil dieses bereits in den Jahren 1863 bis 1867 erschienenen Werkes, der die krebsigen Neoplasmen hätte enthalten müssen und der von allen beteiligten Seiten mit dem größten Interesse erwartet wurde, nicht mehr herausgegeben.

Es sei ausdrücklich hervorgehoben, daß Mackenzies Ansehen als Laryngologe zur Zeit der Übernahme der Behandlung des deutschen Kronprinzen unbestritten feststand. Daß er den krebsigen Charakter des Kehlkopfleidens seines Patienten nicht von Anfang an schon richtig erkannt haben sollte, ist bei der Erfahrung, die er in seinem Fache besaß, wohl auszuschließen. Er hat meiner Meinung nach von Anfang an wider besseres Wissen gehandelt. Ich unterlasse es, hier auf die Vermutungen über die Motive zu seinem Verhalten weiter einzugehen. Die überaus traurige Tragödie des Leidens Kaiser Friedrichs III. hat durch dessen frühen Tod ihren erschütternden Abschluß gefunden; denjenigen, die dabei gefehlt haben mögen, ist schweres Leid nicht erspart geblieben.

In den glücklichen ersten 25 Jahren der Regierung Kaiser Wilhelms II. habe ich oft Gelegenheit gehabt, mit ihm zusammenzutreffen. Mehrere Male wurde ich zur Kaiserlichen Tafel gezogen, sowie zu anderen Hoffestlichkeiten. Ich erwähnte bereits der Teilnahme, welche der König als Protektor der Preußischen Akademie der Wissenschaften dieser Körperschaft zu ihrer Zweihundertjahrfeier gab, sowie bei der Feier, welche die Akademie zu Ehren der zweihundertsten Wiederkehr des Geburtstages Friedrichs des Großen veranstaltete. Dreier Begegnungen mit Wilhelm II. möchte ich noch besonders ge-

denken. Der einen im Stadtschlosse zu Potsdam, wo ich als neugewählter Rektor der Berliner Universität 1898 empfangen wurde. Der Monarch lenkte das Gespräch auf den kurz vorher verstorbenen Fürsten Bismarck. Er, der Kaiser, habe seiner Zeit nicht anders handeln können, als sich vom Altreichskanzler zu trennen: entweder sei Er der Regent oder der Fürst Bismarck, das sei die Lage der Dinge gewesen. Niemand könne den Fürsten höher schätzen und achten, als er und er bedaure es sehr, daß es so habe kommen müssen. Ein zweites Mal — es war nach einer Abendtafel im Königlichen Schlosse zu Berlin — folgte ein Teil der Geladenen dem Monarchen in die sogenannten Prinz-Heinrich-Zimmer, wo sich bei Zigarren und einem Glase Bier eine gänzlich ungezwungene Unterhaltung entwickelte und der Kaiser nur der freundliche Wirt seiner Gäste war. Unter anderem kam das Gespräch mit mir auf eine bevorstehende Reise nach Paris, die ich als Sekretar der Akademie anzutreten hatte. Ich erwähnte, daß wir Akademiker dort auch zum Grafen de Franqueville eingeladen seien, worauf mir der Kaiser Grüße an den Grafen auftrug und mir später, als ich mich verabschiedete, noch unter der Tür nachrief: „Vergessen Sie mir die Grüße an den Grafen nicht!“ Ich habe sie getreulich, so wie sie gegeben waren, ausgerichtet und der Comte de Franqueville, damaliger Präsident des Institut de France, war sichtlich von der Aufmerksamkeit des Deutschen Kaisers erfreut. Das waren andere Zeiten! — Als dritter Begegnung, die mir erwähnenswert erscheint, gedenke ich eines Empfanges wegen des Denkmals für Rudolf Virchow, desjenigen, welches auf dem Karlsplatz in Berlin errichtet ist. Es ist ein Vorrecht der preußischen Könige gewesen, daß sie bei Errichtung eines Denkmals in ihrer Residenzstadt die Erlaubnis dazu zu geben hatten. Als man sich nach manchem Für und Wider endlich auf die Ausführung des vom Bildhauer Klimsch vorgelegten Entwurfes geeinigt hatte, lag es mir, als dem Vorsitz der Denkmalausschusses, ob, die Genehmigung Sr. Majestät einzuholen. Ich erhielt Audienz im Marinesaale des Berliner Königlichen Schlosses, wo ich den Kaiser erwartete, der bald darauf, von einem Spaziergange heimkehrend, erschien und mich freundlich begrüßte. Ich legte ihm die betreffenden Zeichnungen vor und gab dazu kurze Erläuterungen; besonders gefiel dem Monarchen das Reliefporträt Virchows, welches am Denkmal in Marmor angebracht ist

und dessen Photographie ich vorlegte. Er nahm diese, hielt sie ins passende Licht und sagte: „Famos! Das lassen Sie nur so ausführen.“ Wir sprachen dann noch mehreres über das Denkmal, wobei die Hochschätzung des Kaisers für Rudolf Virchow zum vollen Ausdruck kam.

In allen Begegnungen, die ich mit Kaiser und König Wilhelm II. hatte, habe ich nur den Eindruck gewonnen, daß man einer offenen, freimütigen, vom besten Willen beseelten Persönlichkeit gegenüberstand, die herzwinnend wirkte. Doch die Fürsten dieser Erde haben einen schweren Stand. — Ich komme auf Kaiser Wilhelm II. noch bei Darstellung meiner Eindrücke vom Weltkriege zurück.

## XII. Kapitel.

### Politische und Kriegs-Erlebnisse.

Das Jahr 1848. — Der kurhessische Verfassungstreit. — Olmütz. — Der Krimkrieg. — Der österreichisch-französische Krieg. — Die Kämpfe um Deutschlands Einigung: 1864, 1866, 1870/71. — Bemerkungen über die späteren Kriege: Peru-Chile, Vereinigte Staaten-Spanien, Russisch-türkischer Krieg, Boxerkrieg in China, Russisch-japanischer Krieg, Balkankriege 1912/13.

Meine ersten Eindrücke von politischen Dingen, Unruhen und Veränderungen, die sich daraus entwickelten, sowie von kriegerischen Geschehnissen reichen in das Jahr 1848 zurück. Es erscheint mir noch heute merkwürdig, wie damals, als in Paris das sogenannte Bürgerkönigtum durch die Februarrevolution gestürzt wurde, die politische Bewegung wie eine Welle sich so rasch über fast ganz Mitteleuropa verbreiten konnte, besonders aber von Deutschland und Österreich aufgenommen wurde. Ich verfolgte als 12jähriger Knabe schon mit regem Interesse die Vorgänge, die auch bald den stillen Erdenwinkel, in welchem ich lebte, in Unruhe versetzten.

Ich nahm derzeit Partei für das preußische Königshaus und freute mich des Sieges, den der damalige Prinz von Preußen, später Kaiser Wilhelm I. über die süddeutschen Revolutionäre erfocht. Der Erhebung Schleswig-Holsteins gegen die willkürliche Regelung der Erbfolge in den Elbherzogtümern durch den dänischen König Christian VIII., die sein Sohn und Nachfolger Friedrich VII. zu Anfang des Jahres 1848 durchsetzen wollte, brachte ich mit der ganzen